

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

30.6.1929 (No. 26)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 26



30. Juni 1929

## Werner Deetjen / Ein deutscher Altertumsforscher in Paris

Im März 1927 ist nach fast zweijährigen Verhandlungen mit den französischen Behörden ein großartiges Vermächtnis in den Besitz der Weimarer Landesbibliothek gelangt, das ein deutscher Gelehrter in Paris ihr in seinem Testament vermacht hatte. Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild bei Mit- und Nachwelt; um so mehr gebietet es die Pietät, auf Grund der vorhandenen Dokumente sein Leben und Wirken zu skizzieren.

Wilhelm Fröhner wurde am 17. August 1834 in Karlsruhe als Sohn eines Hofmusikus geboren. In engen Verhältnissen wuchs er mit einem zwei Jahre älteren Bruder auf; trotz der Armut war das Familienleben sehr glücklich. Mit rührender Liebe hing Fröhner an seinen hochachtbaren Eltern, deren unerwähntem Fleiß und Sparsamkeit er es zu verdanken hatte, daß er von 1840 an eine höhere Schule besuchen konnte. Schon früh in seinem neunten und zehnten Lebensjahre begann er Münzen zu sammeln, auch las er bereits als Knabe sehr viel und mit sechzehn Jahren benutzte er eifrig die Bibliotheken seiner Vaterstadt und das Münzkabinett. Achzehnjährig begann er Privatunterricht zu erteilen, seine ganze freie Zeit, sogar der Sonntag, wurde dadurch in Anspruch genommen, zu seinem tiefen Schmerze, denn er wollte selbst noch so viel lernen. Zehn Jahre hat er dies Joch getragen, von den Ersparnissen Bücher und Münzen kaufend.

Im Herbst 1854 bestand Fröhner die Reifeprüfung und bezog die Universität Freiburg i. Br., zunächst zum Studium der katholischen Theologie, weil er von kirchlichen Stipendien zu leben hoffte. Obwohl er in der theologischen Fakultät inskribiert war, gehörte seine ganze Neigung der Philologie, und er betrieb mit ungeheurem Fleiß das Studium zahlreicher Sprachen: Latein, Griechisch, Altdeutsch, Hebräisch, Arabisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Französisch, Russisch, ja auch Illyrisch-Kroatisch, alles zu gleicher Zeit; dazu hörte er wöchentlich vierzig Stunden Vorlesungen. Durch einen Aufsatz über mittellateinische Gedichte, den er Moritz Haupt sandte, erwarb er sich dessen Interesse. Haupt schickte ihm ein ganzes Paket seiner Berliner Programme, die den jungen Studenten in eine neue Welt verrieten und ihn der Theologie immer mehr entfremdeten. Durch das Kasseler Namenbuch Hoffmanns von Fallersleben fühlte er sich angeregt, ein Karlsruher Namenbuch herauszugeben, das er 1856 mit einer Widmung an Moritz Haupt erscheinen ließ. Sämtliche Namen, die das Karlsruher Adreßbuch aufweist, werden hier sprachlich gedeutet. In 16 Kapiteln entrollt der Verfasser ein reiches Bild der verschiedenartigsten Namensgruppen, das in die entlegensten Schichten unseres Wortschatzes führt und in überraschender Weise z. T. auf die ältesten Bewohner Alemanniens zurückgeht. Der junge Gelehrte bietet hier eine von wissenschaftlichem Ernst getragene ganz selbständige Arbeit. Gleichzeitig lieferte er zahlreiche kleinere Beiträge für die in Göttingen erscheinende Zeitschrift „Philologus“.

Entscheidend für seine Zukunft wurden Theodor Bergs archäologische Vorlesungen, und so sagte er der Theologie, nachdem er das erste theologische Examen bestanden, für immer Valet. Da ihm die Mittel zur Fortsetzung der Studien ausluden — von der Kirche konnte er nun nichts mehr erwarten — nahm er eine Stellung als Hauslehrer in Bad Ems an. Von hier unternahm er einen Ausflug nach Neuwied zum Besuche Hoffmanns von Fallersleben, den er in seinem Tagebuch eingehend charak-

terisiert. Auch Hoffmann gedenkt im sechsten Bande des Werkes „Mein Leben“ freundlich der beiden „genüßreichen“ Tage, die er mit Fröhner verbracht hatte. Bei seinem Scheiden schrieb der junge Gelehrte dem Dichter, mit dem er in Briefwechsel stand, die stolzen Verse ins Stammbuch:

„Ich habe nie von meinem Schöpfer,  
im Unglück Hilfe nie begehrt;  
ein rüstiger Medusenkörper,  
hab' ich es selber abgewehrt!“

Eine Hilfe von Seiten des Großherzogs von Baden ermöglichte es ihm schließlich, die Universität Bonn zu beziehen, wo er Schüler Nitschs und Welckers wurde. Auch Otto Zahn, Dahlmann und der 88jährige Ernst Moritz Arndt nahmen ihn freundlich auf. Aber Nitsch brachte den Unerfahrenen durch Zwischentragereien in eine peinliche Lage und verfeindete ihn mit mehreren Bonner Gelehrten, sodaß er sich seitdem nicht mehr wohl in der Rheinstadt fühlte. Ende Februar 1858 ging er darum wieder nach Karlsruhe.\*

Eine Audienz beim Großherzog v. Baden, seinem Landesherrn, führte zu dem Auftrag, die griechischen Vasen und Terrakotten der großherzoglichen Kunsthalle zu beschreiben. So entstand das erste vollständige Verzeichnis der besonders an unteritalienischen und sizilianischen Stücken reichen Karlsruher Sammlung. Die Kritik rühmte Sorgfalt der Beschreibung, die vorsichtige Deutung und die vollständige Beherrschung der einschlägigen Literatur.

Dieser Arbeit folgte ein wissenschaftlicher Katalog der Großherzoglichen Sammlung vaterländischer Altertümer. Fröhners Verdienst zeigt sich hier vor allem in der Entzifferung bis dahin rätselhaft gebliebener, in Baden gefundener römischer Inschriften.

Am 1. Juni erhielt der junge Gelehrte die Nachricht, daß die philosophische Fakultät der Universität Göttingen auf Grund einer sehr günstigen Beurteilung seiner Schriften beschlossen habe, ihm die Doktor-Würde zu verleihen. Den Ausschlag gegeben hatte seine 1857 in Bonn geschriebene, dem Andenken Niebuhrs gewidmete Untersuchung „Revision der unteritalienischen Ethnographie“. Die Fortschritte in der Kenntnis der unteritalienischen Dialekte hatten eine neue Quelle für die älteste Geschichte Unteritaliens erschlossen; mit ihrer Hilfe stellte Fröhner vorsichtig neue Gesichtspunkte auf und prüfte von diesen aus noch einmal alle klassischen Stellen. — Noch in demselben Jahre erschienen als Supplementheft zum „Philologus“ seine „Inscriptiones terrae coctae vasorum“. Die Zeitschrift selbst brachte 1858 von ihm vier Beiträge, von denen der gegen Theodor Mommsen gerichtete über die lateinische Epigraphik besonders wichtig ist; und der folgende Jahrgang „Handschriftliches zum Avian“ sowie „Controversen zur Textgeschichte des Catull“, in denen er sich gegen Karl Lachmann wandte.

Nach Scheffels Abgang von Donaueschingen wurde die Stellung des dortigen Hofbibliothekars frei. Fröhner bewarb sich darum und wurde von verschiedenen Seiten empfohlen, angeblich auch von Scheffel selbst. Eine Begegnung mit dem jungen Fürsten v. Fürstberg verlief aber unbefriedigend, und so erhielt ein anderer das Amt.

Nunmehr entschloß sich Fröhner Ende des Jahres 1859, den langgehegten Plan auszuführen, nach Paris zu gehen, wohin er

\* Die verschiedenen Darstellungen der Vorgänge, die ihn bewegen, Bonn zu verlassen, gehen sämtlich in die Irre.



aus Gelehrtenkreisen mehrere Empfehlungen hatte. Ihn zogen dorthin die bedeutenden Sammlungen und der Kunstmarkt, damals der erste der Welt. Hier bot sich ihm mehr als anderswo die Möglichkeit zu forschen und zu sammeln. Obenein lebten in der französischen Hauptstadt damals etwa 200 bis 250 Persönlichkeiten von europäischem Ruf, unter ihnen Musiker, Schriftsteller, Maler von hoher Bedeutung, Auber, Scribe, Ingres und andere. Der junge Fröhner erkundigte sich, wo sie wohnten, und betrachtete dann von der Straße andachtsvoll ihre Häuser. Lauter schlug ihm das Herz, als er vor den antiken Meisterwerken des Louvre stand die, wie er im Tagebuch sagt, „so lebendig von ihren Piedestalen schauen, als wollten sie zu uns heruntersteigen und ihr schönes Leben von vorn beginnen“. „Man wird zum Götterdiener, wenn man ihnen tief in das starre Antlitz schaut.“ Fast stündlich machte er in den unerschöpflichen Sammlungen neue Entdeckungen.

Im Januar 1861 hat er um Beschäftigung in den Antiken-Sammlungen des Louvre, aber erst im Februar des folgenden Jahres erfüllte sich sein Wunsch. Seine erste Aufgabe war, die Vasenbestände zu verzeichnen, die durch die Sammlung Campana gerade einen starken Zuwachs erfahren hatten. Inzwischen war er Napoleon III. vorgestellt worden, mit dem sich bald ein näheres Verhältnis anbahnte. Da sich seine Neider dies nicht auf natürliche Weise erklären konnten, dichteten sie ihm eine illegitime Geburt an und behaupteten, auf die Großherzogin Stephanie von Baden (eine Beauharnais) deutend, daß ihn Bande des Bluts mit dem Kaiser verknüpften. Kein Wort davon ist wahr. Aus seinem Tagebuch erfahren wir genau, wie er an den Hof kam. Der ihm sehr wohlgesinnte Oberintendant der Kunstsammlungen wünschte jemanden zu haben, der ihn täglich mit dem Kaiser in Verbindung brachte, und schlug zu diesem Zweck Fröhner als Professor des Deutschen für den kaiserlichen Prinzen vor, aber Napoleon gewann ihn für seine eigenen Zwecke.

Fröhner las dem Kaiser in den Tuilleries und zuweilen auch in St. Cloud, Compiègne und Fontainebleau in den Abendstunden bis tief in die Nacht aus Geschichtswerken vor und wurde sein Mitarbeiter an seiner „Histoire de Jules César“; er erschloß ihm die antiken Quellen und beriet ihn Jahre lang bei dem großen wissenschaftlichen Unternehmen, für das Napoleon ungeheure Summen aufwandte. Oft wurde der deutsche Gelehrte zur kaiserlichen Tafel gezogen und gewann einen Einblick in das Familienleben. Ähnliche Dienste wie dem Monarchen scheint er mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen des Hebräischen Ernest Renan geleistet zu haben, als dieser sein „Leben Jesu“ schrieb.

In die breite Öffentlichkeit drang Fröhners Name durch eine literarische Fehde mit Gustave Flaubert, dessen im alten Karthago spielenden Roman „Salammbô“ er vom Standpunkt des Altertumsforschers in der Revue contemporaine vom 31. Dezember 1862 sehr scharf kritisiert hatte. Der Dichter antwortete höchst gereizt in der Opinion Nationale vom 24. Januar 1863. Fröhner erwiderte darauf in derselben Zeitschrift am 4. Februar, und wenig später nahm Flaubert noch einmal das Wort in der Angelegenheit. Des Dichters Rechtfertigungsversuche sind in allen späteren Ausgaben des Romans mitabgedruckt, ein Beweis dafür, wie wichtig er die Angriffe nahm. Der Sarkasmus, mit dem Fröhner seinen Gegner behandelte, gefiel den Franzosen; besonders amüsierte sich die Prinzessin Mathilde, Fürstin Demidoff, Tochter des Königs Jérôme, über seine Abfertigung Flauberts. Fröhner ging in ihrem Salon aus und ein und gewann auch nähere Beziehungen zum Palais Royal und in den Salons seiner offiziell anerkannten Maitressen verkehren und erhielt so einen Begriff von der ungeheuren Unsitlichkeit dieser Kreise. Das Wertvollste, was er im Salon der Prinzessin genoss, waren die musikalischen Darbietungen.

Sein vertrauter Umgang mit der musikalischen Welt der Stadt Paris ließ ihn auch den Kampf um Richard Wagner miterleben. Nach den skandalösen Vorgängen bei der Aufführung des Tannhäuser (1861) erschien bei Breitkopf und Härtel in Leipzig eine Schrift „Der Tannhäuser in Paris und der dritte musikalische Krieg. Eine historische Parallele.“ Als Verfasser bezeichnete das Titelblatt den späteren Musikreferenten der Wiener Presse in Paris, Dr. phil. Karl Eduard Schelle. In Wirklichkeit ist nur das Vorwort von ihm, alles andere stammt aus der Feder Fröhners, den Schelle, nachdem er ihm einige Notizen gegeben, ersucht hatte, die Arbeit gegen ein Honorar von 100 Franken (seine Summe, die um jene Zeit für Fröhner noch viel bedeutete) für ihn zu schreiben. Es ist erstaunlich, wie tief der Verfasser schon damals Wagners Bedeutung erkannte, obwohl er kein ausgesprochener Wagnerianer war, aber leicht war es ihm nicht geworden, seine Gedanken unter fremdes Patronat zu stellen.

Daneben gab er die Fabeln des Aelian heraus und schrieb kleinere philosophische Arbeiten über Sueton (gegen Reifferscheid), Cato, Terenz, Sallust etc. Im Louvre erwarb sich Fröhner durch seine Tätigkeit bald eine überragende Stellung, und durch seine Publikationen wuchs sein Ansehen als Gelehrter ständig. Katalogen der Gipsabgüsse, der unedierten Ostraca und der griechischen Inschriften des Louvre, die dessen Direktor Lougperier mit arabischen Augen ansah, folgte eine Monographie über die Trajanssäule in Rom, veranlaßt durch den Beschluß des kunstliebenden französischen Kaisers, das berühmte Monument abformen und die Abgüsse galvanoplastisch darstellen zu lassen. Fröh-

ners Text gibt im wesentlichen eine Erläuterung der sich um die Säule windenden Reliefs und verbindet damit eine Darstellung der bacischen Kriege Trajans. 1867 veröffentlichte und erklärte Fröhner eine Auslese unbekannter griechischer Vasen aus der Sammlung des Prinzen Napoleon. In demselben Jahre wurde er vom Hilfsarbeiter (Attaché) zum Conservateur-Adjoint des Louvre befördert, nachdem er vorher vom Kaiser naturalisiert worden war, und 1868 erhielt er den Orden der Ehrenlegion, damals eine hohe Auszeichnung. 1869 schenkte der rastlos Tätige der Wissenschaft den ersten Band einer neuen Beschreibung und Erklärung der Antiken des Louvre, der zahlreiche Irrtümer berichtigt und viele wertvolle Aufschlüsse gibt. Der Band behandelt nur mythologische Gegenstände, zwei weitere sollten sich anschließen.

1870 stand Fröhner vor seiner Ernennung zum Konservator am Louvre; seinen Leistungen nach hätte er, wie objektive Beurteiler anerkannten, den Platz erhalten müssen, und sein Name wurde in der Presse damals viel genannt, aber die Partei des Direktors Lougperier, der Grund hatte, Fröhner zu fürchten, weil dieser Kompromittierendes von ihm wußte, erklärte, daß ein geborener Deutscher, wenn er auch naturalisiert sei, die Stellung nicht erhalten dürfe. So kam es auch; aber Napoleon schuf für seinen Schützling das Amt eines Konservators der Kunstwerke in den kaiserlichen Palästen, Bauten und Gärten.

Wenige Wochen darauf, nach der Schlacht bei Sedan, erfolgte der Sturz des Kaiserreichs, und Fröhner verlor sein Amt und damit für seine Forschungen die Möglichkeit, in ständigem Zusammenhang mit den Altertümern des Louvre zu stehen. Ja, er wurde unter der Anklage, wertvolle Antiken für den Feind versteckt zu haben, in das Gefängnis geworfen, aus dem ihn Gambetta befreite. Während seiner Tätigkeit am Louvre hatte er sich wegen seiner großen Leistungsfähigkeit, die Antiquare in den Schatten stellte, aber auch wegen seiner scharfen Kritik, die unter anderen den Archäologen François Lenormant als Plagiator an den Pranger stellte\*), manche Feinde erworben. Dieser Umstand und die Tatsache, daß er auch in der französischen Republik Bonapartist blieb, verhinderten seine Wiederbeschäftigung. Mit Mühe setzte er nur durch, daß ihm, da inzwischen seine Unschuld bewiesen worden war, für einige Jahre eine bescheidene staatliche Pension ausgesetzt wurde. Lange kämpfte er um sein Recht vergeblich.

So lebte er denn seitdem als Privatgelehrter in Paris und bildete den Mittelpunkt eines kleinen, aber erlesenen, hochgebildeten Kreises von Gleichgesinnten, die verehrungsvoll zu dem ungewöhnlichen Mann emporblickten. Zu seinem engeren Zirkel gehörten viele Jahre hindurch der Advokat Vaseoux, der Begründer des Richard-Wagner-Kultus in Frankreich, in dessen Hause unter Mitwirkung von Mitgliedern der Großen Oper zahlreiche Wagnerkonzerte stattfanden, und der jedesmal zur Festspielzeit nach Bayreuth pilgerte, ferner zahlreiche Angehörige der hohen Aristokratie, Comtesse de Béarn, bekannt durch ihre Sammlungen von Altertümern, die Palastdame Herzogin Lanza di Camaitra, geb. Rey d'Elchingen, und Comtesse Emanuela Potocka. Ferner verkehrte Fröhner mit dem gelehrten Kritiker Philarete Chasles, dem Schriftsteller Champfleury, dem Dichter und Kunstkritiker Théophile Gautier, dem Kritiker und Romanhistoriker Jules Barbey d'Aureville, dem Literaturhistoriker Ferdinand Brunetiere, dem Dichter und Uebersetzer Nicolas Martin (einem Neffen Karl Simrocks), dem Schriftsteller Arjens Souffray und dessen Bruder Henri S., mit dem er sogar eng befreundet war, dem Maler Gustave Courbet, auf dessen Veranlassung zur Zeit der Herrschaft der Kommune die Vendôme-Säule gestürzt wurde, und vielen anderen namhaften Persönlichkeiten.

Fröhners Lieblingsaufenthalt außerhalb von Paris war lange Chenonceau, eins der schönsten und berühmtesten Schlösser im Loire-Gebiet, das aus der Uebergangszeit zwischen Gotik und Renaissance stammt. Es ist auf einer über den Cher führenden Brücke erbaut und wurde von Franz I., Heinrich II., Diana von Poitiers und Katharina von Medici bewohnt. Seit 1864 gehörte es Madame Pelouze, die Fröhner beauftragte, ihren Park mit mythologischen Figuren auszustatten. Ihr Schloß, um dessen Verschönerung sie rastlos bemüht war, war stets voll von Gästen und allabendlich fand ein Konzert statt. Die reichen Mittel, über die sie verfügte, wurden allmählich verbraucht, 1886 trat eine starke Verschuldung ein, der schon im nächsten Jahre ein völliger finanzieller Zusammenbruch folgte, Chenonceau wurde verkauft.

Die Kunsthändler aller Länder, besonders des Orients suchten Fröhner ständig auf, um ihre Schätze von ihm auf ihre Echtheit und ihren Wert prüfen zu lassen, und selten nur scheint er sich geirrt zu haben. Er ordnete und katalogisierte auch die Antikensammlungen der Städte Marseille und Péronne und unternahm zum Forschen und Sammeln manche Reisen nach Italien, Deutschland, Oesterreich, England, Belgien und Holland.

Man hat ihn den letzten Polyhistor genannt, und in der Tat war sein Wissen auf fast allen Gebieten, besonders aber auf dem der Altertumskunde enorm; während sich andere Gelehrte immer mehr spezialisierten, beherrschte er alle Gebiete der klassischen Archäologie, zumal die Plastik, die Glyptik, die Keramik, die Au-

\*) M. François Lenormant et le trésor de Hildesheim. Paris 1869.



mismaatik und die Epigraphik. So erwarb er sich allmählich den Ruf, der größte Altertumskenner in Paris zu sein, und sein Urteil wurde überall hochgeschätzt. Die Zahl seiner Publikationen ist kaum übersehbar. Da er mit seiner Arbeit über die Trajanssäule nicht zufrieden war, gestaltete er sie seit 1870 völlig um. „La Colonne Trajan“ erschien nunmehr 1872-74 in vier großen Bänden und einem kleinen Textband, die das gesamte Material in vollendeter Wiedergabe bringen. Das Prachtwerk ist als eins der wertvollsten auf dem Gebiete der neueren Archäologie und zugleich als eine glänzende Leistung des photolithographischen Farbendrucks bezeichnet worden.

Das Jahr 1873 zeitigte „Mélanges d'épigraphie et d'archéologie“ und „Des Musées de France“. Fröhner ediert in dem letzten Werk eine Reihe von antiken Denkmälern jeder Art aus öffentlichen und privaten Sammlungen Frankreichs mit Erklärungen, die, wie alle seine Arbeiten, auf der Höhe der Wissenschaft stehen. 1876 erschien „Anatomie des vases antiques“, und 1878 veröffentlichte er sein wichtigstes numismatisches Buch über die „Médailles“ der römischen Kaiserzeit seit Augustus, das diese Denkmälergattung in ihrer kunsthistorischen, historischen und rein numismatischen Bedeutung würdigt; der Verfasser veranschaulicht die große Leistungsfähigkeit der Römer auf diesem Gebiet und den allmählichen Verfall seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts. 1879 folgte „La Verrerie antique“ (Description de la collection Charvet), 1881 ein Werk über die Terrakotten Kleasiens, in dem er eine große Anzahl im Pariser Privatbesitz befindlicher wertvoller Stücke in Lichtdrucken herausgab und erläuterte. Eine Fülle bedeutenden Materials wird der Wissenschaft auch zugeführt in Fröhners Katalogen der Sammlungen von Terrakotten, Gläsern, Bronzen, Goldschmiedearbeiten, Münzen etc. des polnischen Schlosses Golschów, des Londoner Burlington-Clubs und folgender Persönlichkeiten: Albert Barre, M. Comtesse de Béarn, van Branteghem, Castellani, Auguste Dutuit, Julien Gréau, Hoffmann, Lecuyer, Photiades Pascha, Eugène Piot, Graf Michel Tyszkiewicz und Frau M. Joly de Lammeville.

Von kleineren Arbeiten Fröhners seien noch erwähnt eine philosophische, die „Kritischen Analecten“, in denen er zu den verschiedenen Corpora inscriptionum und Anthologien fördernde Bemerkungen und Konjekturen gab, und eine archäologische über die Herkunft des „betenden Knaben“.

Viele Tausende von wichtigen alten Denkmälern wurden im Laufe der Zeit von ihm ediert, und nebenher liefen zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften. Weit mehr Antiken waren durch seine Hände gegangen, als durch die irgendeines anderen Fach-

mannes. Auf Grund seiner Erfahrungen erlaubte er sich dann auch oft ironische Seitenblicke auf die zünftige Gelehrsamkeit. Ungeachtet der ihm daraus erwachsenden Gegnerschaft haben fast alle Akademien und wissenschaftlichen Institute Europas ihn in Würdigung seiner großen Verdienste zum Mitgliede ernannt. Auch wurde ihm 1908 das Doktordiplom der Universität Göttingen in ehrenvollster Form erneuert. Körte schrieb ihm damals „Wohl keiner von den Lebenden verfügt über eine so feine Kennerenschaft auf allen Gebieten antiker Produktion wie Sie und verbindet damit eine so wohl fundierte Kenntnis der Sprache.“

In einen neuen Zwiespalt brachte ihn der Ausbruch des Weltkrieges, der ihm manche Freundschaften untergrub. Auch seine Tagebücher bestätigten, daß man in Paris, genau wie 1870, durch den Krieg wünschte und sich im stillen dazu vorbereitete. Am 17. August 1914 sollte sein 80. Geburtstag festlich begangen werden, und große Vorbereitungen schienen dazu getroffen worden zu sein, aber alles unterblieb, nur eine Woche später erhielt Fröhner über Upsala ein Glückwunschtelegramm aus Berlin.

Der greise Gelehrte hat während des Krieges schwer gelitten, vor allem bei der Beschädigung der Stadt und durch Bombenangriffe der deutschen Luftschiffe, die weit mehr Schaden anrichteten, als die Franzosen wahr haben wollen. Seine Tagebücher, die auch für die politische Geschichte der Neuzeit eine sehr wichtige Quelle bilden, schildern, wie bedrückt, wie verzweifelt 1918 die Stimmung in Paris war, daß das Waffenstillstandsangebot der Deutschen den Franzosen ganz überraschend kam, und daß sie nicht begriffen, wie wir in den Friedensverhandlungen auf alle Forderungen eingingen.

Zu seinem 90. Geburtstage schrieb Siegfried Reiter aus Prag an Fröhner: „Mit Ihnen begehen diesen Tag als einen Festtag ungezählte Verehrer auf der ganzen Welt, die aus Ihren Werken reiche Belehrung geschöpft haben. Gleich groß als Philologe wie als Altertumsforscher haben Sie als der letzte unter den heute Lebenden die keineswegs lange Reihe jener Gelehrten fortgesetzt und beschloffen, die wie Otfried Müller und Otto Jahn sich auf beiden weitausgedehnten Gebieten, die jedes für sich allein schon einen ganzen Mann fordern, ruhmvoll betätigt haben. Als scharfsinniger Textkritiker, als feinfühliges Deuter von Kunstwerken haben Sie Ihren Namen mit goldenen Lettern ins Buch der Altertumswissenschaft eingetragen.“

Im einundneunzigsten Lebensjahre starb der zuletzt Erblindete einsam am 22. Mai 1925 in seiner an der Clotildenkirche gelegenen, mit Büchern und Kunstwerken angefüllten stillen Behausung in der Rue Casimir Perier 11, die er über 62 Jahre bewohnt hat.

## K. Preisendanz / Freiburger Musikleben um 1790

Von Franz Fr. S. A. v. Böcklin gibt es eine kleine Sammlung kunstkritischer Briefe (Beiträge zur Geschichte der Musik, Freib. 1790), die sich recht unterhaltend über die Musik im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts verbreiten. München, Salzburg, Straburg und andere Städte werden auf ihren musikalischen Betrieb hin besprochen; der fünfzehnte Brief aber beansprucht für den badiischen Leser besondere Teilnahme: er ist dem Freiburger Musikleben gewidmet.

Schon vorher, in einer Epistel von 1787, nahm v. Böcklin Gelegenheit, diese Stadt zu berühren, wenn er dem Instrumentenbau in Freiburg Lob spendete: Meister Boaner lieferte damals die besten Pianoforte von Deutschland, offenbar Unica ihrer Art, „mit Pfeifen, Glöckchen, Harfen und Lautenzügen... und zwar in billigen Preisen“. Freilich muß Böcklin doch den Instrumenten von Silbermann und Edelmann den Vorrang geben. Immerhin hatte Freiburg schon damals einen berühmten Klavierbauer, wie es heute in Romer einen anerkannten Geigenbau-meister besitzt.

In Freiburg wurde um 1790 viel musiziert. Der Adel kultivierte die verschiedenen Zweige der tönenden Kunst, der ästhetisierende Kritiker Böcklin nennt eine ganze Anzahl singender und Klavierpielender „Herren und Damen der geschmackvollen Noblesse“, die sich wohl auch vom Vorbild der Prinzessin von Baden-Baden anregen ließen — sie residierte fast dauernd in Freiburg und hielt sich zu Konzert und Tafelmusik immer einige „wohlbesoldete Virtuosen“. Sie gaben der Freiburger Musik ihren Glanz schon durch die Namen ihrer Vertreter: der Briefschreiber weiß die Exekutoren der Streich- und Blasinstrumente dieses fürstlichen Kammerorchesters nicht genau zu loben ihrer Technik und ihres guten Geschmacks wegen.

Als Direktor der Gruppe fungierte damals ein Herr Gaering, welcher die Geige fein behandelt und zugleich das Waldhorn künstlich bläst. Dieser Musiker war aber auch nebenbei ein Allerweltskünstler. Nicht genug, daß er noch als „ziemlich meisterwähiger, reizender Tenorsänger“ sich betätigte; er verstand auch, wie mit ihm Wagner, Dirigent der Benderschen K. K. Regimentskapelle und „guter Flautist“, sehr feine „Harmoniestücke für Blasinstrumente zu setzen, deren Lieblichkeit in jedermann erkannt werden und die auch nicht außerordentlich schwer sind“. Die gleiche Militärkapelle stellte auch die Blasinstrumente für die Oper. Sag das Militär nicht in der Stadt, dann halfen „Musikliebhaber aus den Herren Studenten“ aus.

Ein stehendes Theater gab es ja nicht, man bediente sich nur „ambulanten Truppen“, unter denen die von Voltolini offenbar am beliebtesten war.

Ein Herr Mac, selbst Violinist (mit seiner Frau, Madame Mac, die einen „runden, schmeichelnden Discant“ sang), leitete die „Operette“, wenn Voltolin's Leute auftraten. Als die „vorzüglichsten“ Nummern des Winterprogramms der Oper führt Böcklin an: Paisellos „Mädchen von Frascati“, auch seine „Eingebildeten Philosophen“, von Piccini den „Eifersüchtigen auf Probe“, Gretrys „Eifersüchtigen Liebhaber“, Salieris „Schule der Eifersüchtigen“ — es wimmelt also nur so von Spielern der Eifersucht! Das Orchester im ganzen wurde wie das für Konzert- und Kirchenmusik von Dilettanten und Liebhabern gestellt; sie verkehrten ausnahmsweise trotz Neid und Anfeindung von außenher nach Böcklins Versicherung „in edelster Weise miteinander“. Rieger, in Freiburg ansässig, leitete zusammen mit Mac diese Vereinigung von Instrumentalisten: er wird als „tafer, reiches, würdiges Genie“ gerühmt.

Auch an Virtuosen und Solisten fehlte es natürlich nicht. Als Geigenkünstler machte sich damals der „Arznet-beflissene“ Bourdman auch in auswärtigen Konzerten, so in Wien, durch gewandte Technik einen guten Namen. Im Münster dirigierte Müller als Kapellmeister, ein Sinfonieeager und gründlicher Organist, aber auch Komponist „annehmlicher Stücke“, und ein „geistlicher Herr, Oberle, auch lieblicher Klavierist, spielt da mehrertheils die Orgel“ neben einem cand. jur. Neumann, der mit auffallender Fertigkeit „die schwersten Sachen vom Blatt wegspielt“. Ein geschickter Kontrapunktist taucht auf in der Gestalt eines Kapuzinerpaters, Agapitus Sauter, früheren Novizen von Schussenried, er ist zugleich „starker Juggist und sehr fertiger Klavierpieler bey edlem Herzen“.

So hohe Anerkennung v. Böcklin dem Freiburger Konzertleben spendet, er läßt es doch nicht ganz an der Kritik fehlen. Die Auswahl der Komponisten, die zu Gehör kommen, kann er durchaus billigen; man spielt Werke von Paganini, Paisello, Salieri, Piccini, also mit Vorliebe auch hier wie überall Italiener, aber auch Gluck, Mozart (sol), Pleyel und Halde (sol) sind vertreten, und „noch andere große Tonsetzer bestimmt man da wirklich mit Geschmack zu hören“. Freilich gibt es dabei ein kleines, musikalisches Aber: „nur schade, daß das Forte Piano und Crescendo nicht fleißiger beobachtet und größtenteils die Adagio's zu geschwinde weggespielt werden!“ In der Art des Vortrags ließ



also das Freiburger Liebhaber-Orchester noch einiges zu wünschen übrig. Um so besser stand es dafür mit der vollstimmlichen Musik: „Lanzmuskeln sind hier gewiß von den allerbesten anzutreffen“. Und zwar brauchte man ihre Notenunterlagen nicht von auswärts zu beziehen; denn sie lieferte, eigenartig genug, der Kapellmeister des Münsters, den Böcklin schon seiner Orgel, vielkunst wegen belobte! Von seinen tänzerischen Kompositionen ist er vollends begeistert: er setzt sie „so melodisch, so

arthig der Gegenständen angemessen, so munter, fröhlich“, daß man nicht weiß, ob man mehr auf die Musik oder mehr auf die Tänze achtam sein soll“. Diese Begabung des geistlichen Dirigenten für die allerweltlichste Musik fiel auch dem Zeitgenossen auf; wenigstens flücht v. Böcklin seinem uneingeschränkten Lob für Herrn Müller noch bei: „und obzwar Tänze und Kirchenmusik himmelweit voneinander unterschieden sind, ist er dennoch auch dieser glücklich!“

## Karl Spachholz / Die Wassernot in Stupferich

Die Wasserversorgung war von jeher für die Gemeinden der Pfingzhöhe ein Schmerzenskind. Der Ortsnamen „Dürrenwettersbach“ — das heutige Hohenwettersbach — gibt dem Ausdruck, aber auch die Einwohner des sich im Gegensatz zu Dürrenwettersbach stolz „Grünwettersbach“ nennenden Ortes mußten vor Anlage der Wasserleitung ihr Wasser ziemlich weit vom Ort entfernt holen. Und wohl mit Recht behauptet Krieger (Zov. Vexikon), daß Meltrichsdorf, eine im 30jährigen Krieg ausgegangene Siedlung, etwa da gelegen, wo sich jetzt der Thomashof befindet, nur wegen Wassermangels nicht wieder aufgebaut wurde.

Mit den meisten Schwierigkeiten dürfte aber wohl früher die Wasserversorgung in Stupferich verbunden gewesen sein. Denn hier war weder Bach noch Teich, weder Quell noch Grundwasser, noch nicht einmal in rasch erreichbarer Nähe. Zwar besaß die Gemeinde 3 Brandweiser und 4 öffentliche Zisternen. Die ersteren sind verschwunden, die letzteren stehen noch. Diese Brandweiser möge wohl nichts anderes gewesen sein, als — Sämpfe. Heute erhebt sich neben dem Plake des ersten Brandweisers das den Karlsruher und Durlacher Sonntagsgästen so wohlbekannte Gasthaus zur „Sontke“, auf dem Plak des zweiten steht das neue Schulhaus und das Rathaus und der dritte befand sich am Ortsausgang gegen Untermutschelbach, am Fuße des Neuberger.

Von der Zisternen befindet sich die eine vor dem Gasthaus zur „Krone“, die zweite vor dem alten Schulhaus (jetzige Bäckerei Lutz), die dritte in der Nähe des Rathauses und die vierte in der Nähe der Palmbacherstraße. Die tiefste von ihnen mißt 80 Meter. Und trotzdem hatte sie den größten Teil des Jahres kein Wasser. Das beweisen folgende Urkunden des „Enz- und Pfingzgandirektoriums Durlach“, das sich auch für die Wasserversorgung und die Brandbekämpfung seiner Gemeinden interessierte. (Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe, Spezialakten Stupferich):

„Extractus Ettlinger Amts Berichts vom 23. Dezember 1794 die 1793er Feuerchau betreffend sub. S. St. No. 313.

Ad Zoenm Stupferich

Wurde die dorten angebrachte Zisterne zwar erweitert, und in mittelst guten Stand gebracht, die Anschaffung einer Feuerspritze hingegen deswegen unräthlich erachtet, weil sowohl im Winter als Sommer Zeiten das erforderliche Wasser meistens nicht zu erhalten ist.

Unterschriften.“

„An den Ingenieur Schwent.

Extractus

Fürstlichen Hofratsprotokolls vom 17. Oktober 1795.

Bericht des Hauptmanns Vierordt ad h. St. No. 313 et 3403 die Zisterne zu Stupferich betreffend.

Conclusium

Sein dargesertigte hier beigeschlossene Auszug Ettlinaer Amts Berichts vom 23. Dezember vorigen Jahres wegen der Wasser Zisterne zu Stupferich dem Ingenieur Schwent per extractum protocollis zuzustellen, um gelegentlich in Stupferich nachzusehen, ob nicht mehr Wasser dajelbst beigeschafft werden könne? und alsdann gutachtliche Vorschläge desfalls anher zu machen. Wenn er aber anderer dringender Dienstgeschäfte halber dahin nicht kommen könne, hinzu den Sous-Ingenieur Gerhardt zu committieren.

Unterschriften.“

Ja, bei fehlendem Wasser nützt auch die beste Spritze nichts! Daran konnte weder der Ingenieur Schwent, noch sein Sous-Ingenieur etwas ändern.

Später, im Jahre 1813, entstand dann ein Streit wegen des heute zugeworfenen kleinen Brunnens vor dem Pfarrhaus. Der Brunnen hatte ein Gutes: das an sich feuchtliegende Pfarrhaus wurde anscheinend dadurch trocken. Und wegen dieser Trockenlegung, scheinbar die Gemeinde die Kosten für das Brunnenschlagen dem Kath. Kirchendepartement und dem Fiskus je hälftig zuschieben zu wollen. Wenigstens wendet sich der Brunnenmacher Muckenbirt deswegen an das Enz- und Pfingz-Kreisdirektorium in Durlach. Den Verlauf zeigen folgende Akten (Quellen wie oben):

Durlach, den 30. Januar 1813.

Das Großherzogliche Badische Direktorium des Pfingz- und des Enz-Kreises legt dem Großherz. hochpreislichen Finanz-

ministerio Domänen und Departement den Bericht des Amts Durlach vom 22. ds. betr.

Die Forderung des Brunnenmachers Muckenbirt für Grabung eines Brunnens zu Stupferich

geziemend vor, und trägt, da die Ansicht des berichtenden Amts allerdings die richtige zu sein scheint, ehrerbietig dahin an, daß nach dem amtlichen Vorschlage ein Teil der Kosten von dem Fiskus getragen, der andere aber unter desfalls vom Hochpreislichen Finanz Ministerial Departement beliebt werdender Kommunikation mit großherzogl. Ministerium des Innern (Kath. Kirch. Departement) auf die Pfarre nach dem im amtlichen Bericht enthaltenen Modifikation geleat werden mögen.

Unterschriften.“

„Finanz Minist. Domän. Depart., den 10. Febr. 1813.

Dem Pfingz- und Enz-Kreis Direkt. wird auf seinen Bericht vom 30. v. Mts. N. 1889

Die Forderung des Brunnenmachers Muckenbirt für Grabung eines Brunnens zu Stupferich betr. vermöge Beschlusses

sub. rem. com. vertriberet:

Daß man sich auf dieses Gesuch nicht einlassen könne, indem die Grabung dieses Brunnens der Gemeinde wegen von dem Amte und nicht von Seiten des G.H. Aerarii angeordnet worden, der Effekt wegen der angebliehen Trockenlegung des Pfarrhauses bloß zufällig und unvorhergesehen entstanden und die Kosten ohnehin sehr unbedeutend sind.

Unterschriften.“

So gefährlich der Wassermangel bei Feuersbrünsten werden konnte, so unangenehm war er überhaupt. Noch die jetzt lebende ältere und älteste Generation Stupferichs weiß davon zu erzählen. Denn das Wasser für Mensch und Vieh mußte im Vordachtal, das von Kleinfleinbach nach Langensteinbach zieht, geholt werden! Dort befindet sich in der Nähe der Einmündungsstelle der Stupfericher Straße auf die Vordachtalstraße noch heute der Brunnen, an dem die Stupfericher ihr Wasser holten, der Vordachtalbrunnen. Heute ein mit Algen durchzogener Tümpel, war er früher eine frische Quelle am Döfhang des Neuberger, der von ihr den Namen „Vordachtalrain“ erhielt und jetzt noch trägt. Die Entfernung von Stupferich bis dorthin beträgt über 3 Kilometer! Und so viel Wasser hatten die Zisternen nie, daß es auch für das Vieh reichte. Im trockenen Sommer, im tiefen Winter, mußten die spärlichen Mengen, die die Brunnen gaben, unter polizeilicher Aufsicht ausgegeben werden. Ziel beim Wasserwinden ein Eimer oder sonst ein Gefäß in den Brunnen, dann wurde die „Brunnenkabe“ geholt, ein Hacken an langem Seil, und das verlorene Gut aufgeholet.

Für das Vieh aber und oft auch für die Menschen mußte das Wasser am Vordachtalbrunnen geholt werden. Da zogen die Bauern, ihre leeren Mistfässer auf dem Wagen, zu Tal und kehrten mit den gefüllten erst nach fast 2 Stunden wieder ins Dorf zurück, um manchmal zu Hause wieder vor dem — leeren Fass zu stehen. Denn so begehrt war das köstliche Maß, daß jeder, der den Wasserwagen sah, mit Eimern hinzulief und — abzapfte. Natürlich verlangte der Fuhrmann seinen Obulus und der Eimer (ca. 12 Liter) kostete 10 Pfg. Und hatte der Wasserholer so sein Geschäft gemacht, so wendete er mit seinem Wagen: „Hü hott“ und zum andernmale ging zum Vordachtalbrunnen. Da kam 1892 die Wasserleitung! Man sollte doch annehmen, daß sich alles darüber geirent hätte. Aber weit gefehlt: Ein großer Teil der Bevölkerung wollte von der „neumodischen Einrichtung“ nichts wissen. Ob das Wasser so gut sei? Ob die Leitung auch immer lief? Wer konnte das sagen? Und vor allem: so würden die Leute zur Faulheit erzogen! Infolgedessen konnte es vorkommen, daß ein Bauer die Leitung zwar in seinen Hof legen ließ, aber ins Haus und in den Stall kam kein Hahnen! Höchstens in den Hof! Dort mußte man dann das Wasser holen.

Manchem war sogar das schon zu viel. Die Gemeinde Untermutschelbach beispielsweise ließ ihre Leitung, trotzdem die Pfingzgauleitung schon 1892 durch das Dorf geleat wurde, erst nach dem Weltkrieg einrichten.

So ist der Bauer und so muß er sein. Ruhig, gemessen und langsam. Sein Boden läßt ihn auch fast ein ganzes Jahr warten, bis er ihm seine Arbeit lohnt.